

Er erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Abonnementspreis monatlich 50 S., jährlich 1.50 M. pränum. frei ins Haus. Durch die Post bezogen 1.65 M.

„Die Neue Welt“ (Unterhaltungsbeilage), durch die Post nicht bezugsbar, kostet monatlich 10 S., jährlich 30 S.

# Die Neue Welt

## Sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld, Naumburg-Weißenfels-Zeitz, Wittenberg-Schweinitz, Torgau-Liebenwerda und die Mansfelder Kreise.

Telephon-Nr. 1047.

Redaktion und Expedition: Geiſtſtraße 21, erster Hof parterre rechts.

Telegraphen-Adresse: Volksblatt Halle/Nahe.

**Insertionsgebühren**  
beträgt für die halbjährliche Beilage über deren Raum 15 S., für Wohnungs-, Vereins- und Veranlagungsanzeigen 10 S.  
Im reaktionellen Teile kostet die Zeile 50 S.  
Inserate für die fällige Nummer müssen spätestens bis vormittags 1/10 Uhr in der Expedition aufgegeben sein.  
Eingetragen in die Postzeitungsliste unter Nr. 7501

Nr. 46

Halle a. S., Donnerstag den 23. Februar 1899.

10. Jahrg.

# Arbeiter, Parteigenossen!

Die Zeiten sind ernst. Mehr als je muß die Arbeiterschaft ihre Waffen schärfen, ihre Ideen in weitere Kreise hinaustragen. Sorgt für die Verbreitung des Volksblattes! Nur dieses vertritt eure Interessen. Werbt neue Abonnenten!

### Aus dem Reichstage.

Berlin, 21. Februar 1899.

Der Reichstag verhandelte heute über den Reichsjustizetat und nahm damit nach etwa achtstündiger Unterbrechung die Etatsberatung wieder auf. Auf der rechten Seite des Bundesratspräsidenten war es leer, dort thronte ein junger Herr Staatssekretär Herr Nieberding, dagegen wimmelte es von Bevollmächtigten auf der linken, der kleinrentlichen Seite. Besonders Engländer war hier zahlreich vertreten. Neben dem Gesandten Grafen Hohenhausen und dem Geheimrat Richter hatte hier auch der sächsische Generalstaatsanwalt Richter Platz genommen. Die Herren hatten wohl schon eine Meinung, daß die sächsische Justiz in den Verhandlungen des Etats eine nicht geringe Rolle spielen würde. Doch davon später. Zunächst standen die beiden Fragen der bedingten Vertretung bzw. Begnadigung und der Überleitung des Reichsgerichts im Vordergrund der Diskussion.

Der Abg. Spahn, der ja kürzlich Reichsgerichtsrat geworden ist, stimmte eine Resolution über die Überleitung des Reichsgerichts an. Herr Nieberding kündigte daraufhin an, daß zum Zwecke der Einleitung des Reichsgerichts nach Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs der Reichstag erneuert werden würde, die Resolution wurde bei Reichsjustiz auf 3000 M. hinausgehoben, eine Forderung, die Herr Spahn gar nicht erheben hätte und deren Berechtigung auch künftig wohl vom Reichsgericht nicht anerkannt werden wird. Viel eher würde die Regierung auf Zustimmung rechnen können, wenn sie eine Begnadigung der bedingten Vertreter beim Reichstag sowohl wie sonst beantragt würde. Aber hier fällt Herr v. Mühlenthal bekanntlich die Laichen zu. Nur der freisinnige Abgeordnete Müller teilt ihm eine neue Einmündungsquelle, die durch die Einführung der bedingten Strafvollstreckungslosen zu erreichen wäre. Bei uns besteht die bedingte Begnadigung, von der aber auch nur in geringem Umfange und leider nur ganz nach dem Gutachten der Staatsanwälte Gebrauch gemacht wird.

Dieses System der bedingten Vertretung fand bei keinem Redner irgend welche Verteidigung. Obwohl Herr Hören vom Zentrum, wie dessen Fraktionsgenosse die Witz hatten nur scharfe Worte des Tadels besaß. Die Kritik dieser Herren bewegte sich aber natürlich in den üblichen urbane Grenzen.

Eine kräftigere Tonart schlug der sozialdemokratische Abg. Dr. Bradner an, der als neu gewählter Vertreter für Dresden seine Zusage gemacht hielt. Er machte das schon vielfach besprochene Urteil des Dresdener Oberlandesgerichts zum Gegenstand seiner Kritik, das eine Polizeiverordnung als zu Recht bestehend auch für die Wähler anerkannt hat, welche das Verbot von Flugblättern auf gewissen Straßen verbietet, obwohl der § 43 der Reichsverordnung für diese Art alle polizeilichen Beschränkungen aufhebt. Dr. Bradner meinte, Reichsgerichte hätten danach nur formale Gültigkeit, als ob die Dresdener Polizei erlaube und größte im Anschluß daran die ganze sächsische Justiz als eine gegen die politischen Oppositionsparteien gerichtete Klassenjustiz. Diese Kritik war natürlich nicht nach dem Geschmack des sächsischen Generalstaatsanwalts Richter. Er warf unserem Redner Mißbrauch der Redefreiheit vor. Die Worte liefen laut zur Ordnung, und fast alle sozialdemokratische Abgeordnete waren von ihrem Plätzen aufgesprungen. Die Aufregung wuchs, als Herr Richter in erdichterlicher Rede die Hände in die Taschen steckte und sein Wort vom Redemehrwort überbot und damit seinen unerhörten Einfluß in die Präsidialgewalt des Hauses. Von Herrn von Frege, der während dieser Szene den Vorsitz führte, war eine sofortige Vertretung der Rechte des Reichstages nicht zu erwarten. Erst ganz am Ende der Sitzung kam er noch einmal auf den sächsischen Vorfall zurück. Bradner erhielt seinen Ordnungsruf, aber auch das Verhalten des Generalstaatsanwalts wurde von Herrn von Frege wenigstens bedingt gerügt.

### Deutscher Reichstag.

38. Sitzung. Dienstag, den 21. Februar 1899. 1 Uhr.  
Am Bundesratspräsidenten: Nieberding, Graf Hohenhausen. Zunächst wird in dringender Weise die Resolution über den Antrag des Reichstages auf Erneuerung des Reichstages zur Kenntnis genommen. Hiermit wird die zweite Einberufung beim Etat für die Reichstagsvermehrung fortgesetzt.  
Zum Etat: Staatssekretär beantragt Abg. Reich Roburg u.

Gen. (St. B.) folgende Resolution: Der Reichstag wolle beschließen, die bedingten Regierungen zu erlösen, in Gewährung des Reichstagsbeschlusses vom 22. März 1898 dem Reichstag nach in dieser Session einen Beschlusse über die Einberufung von solchen Regierungen, welche mit Unrecht unterdrückt worden sind, fassen lassen.

Abg. Dr. Spahn (R.) (auf der Tribüne) Ich werde hinsichtlich der Überleitung des Reichsgerichts, die aus der Überleitung des Reichsgerichts folgt.

Staatssekretär Nieberding: Auch ich bin von der Notwendigkeit der Einleitung des Reichsgerichts überzeugt; doch kann eine solche nur durch eine Überleitung der Reichsjustiz erreicht werden; leider ist es den bedingten Regierungen nicht gelungen, den Reichstag hierzu zu überzeugen. Doch werden sie nach dieser Richtung einen neuen Versuch machen, wenn es das neue Bürgerliche Gesetzbuch das Reichsgericht nach Einleitung des Reichsgerichts noch mehr dargehen lassen wird.

Abg. Moeren (St.): Der Reichstag hat in einer Resolution am 18. Nov. 1896 dem Reichstag erlaubt, die reichsgerichtliche Regelung der bedingten Regierungen in Ermüdung zu stellen. Letztere aber hat sich, bekanntlich, nicht gehalten und hat mit dieser Zustimmung die einseitige Einleitung in moralischer und finanzieller Beziehung erzielt. Nach den Berichten beträgt der Vorschlag der Reichsjustiz bedingter Vertretung in Dresden nur 4 Proz., während im übrigen 60 Proz. der Vertretung nicht fällig werden. Nachstehende Resolution ist dem Reichstag vorgelegt worden: Das von der eingeführten administrativen Begnadigungverfahren hat sich als vollkommen zu brauchbar erwiesen.

Abg. Müller-Weinigen (St. B.): Über die Verteilung der bedingten Vertretung sind eigentlich alle Parteien dieses Hauses sich einig. Für eine gute Verteilung wird in Dresden, indem man mit dieser Zustimmung die einseitige Einleitung in moralischer und finanzieller Beziehung erzielt. Nach den Berichten beträgt der Vorschlag der Reichsjustiz bedingter Vertretung in Dresden nur 4 Proz., während im übrigen 60 Proz. der Vertretung nicht fällig werden. Nachstehende Resolution ist dem Reichstag vorgelegt worden: Das von der eingeführten administrativen Begnadigungverfahren hat sich als vollkommen zu brauchbar erwiesen.

Staatssekretär Nieberding: Die legislativen Vorbereitungen zur Einführung der neuen für die Strafmindestgrenze im einzelnen werden. Ich bin mir durchaus kein Organ der bedingten Vertretung, deren Einführung in dem Reichstag nicht fällig werden. Nachstehende Resolution ist dem Reichstag vorgelegt worden: Das von der eingeführten administrativen Begnadigungverfahren hat sich als vollkommen zu brauchbar erwiesen.

Abg. Dr. Bradner (Soz.): Ich möchte einen Fall zur Sprache bringen, der ebenfalls in auf dem Reichstag vorkommen. Der Reichstag hat am 10. Dezember 1898 den § 43 der Reichsverordnung über die bedingte Vertretung in Dresden beschlossen. Dieser § 43 hat in Dresden die bedingte Vertretung in Dresden beschlossen. Dieser § 43 hat in Dresden die bedingte Vertretung in Dresden beschlossen.

Abg. Dr. Bradner (Soz.): Ich möchte einen Fall zur Sprache bringen, der ebenfalls in auf dem Reichstag vorkommen. Der Reichstag hat am 10. Dezember 1898 den § 43 der Reichsverordnung über die bedingte Vertretung in Dresden beschlossen. Dieser § 43 hat in Dresden die bedingte Vertretung in Dresden beschlossen.

Abg. Dr. Bradner (Soz.): Ich möchte einen Fall zur Sprache bringen, der ebenfalls in auf dem Reichstag vorkommen. Der Reichstag hat am 10. Dezember 1898 den § 43 der Reichsverordnung über die bedingte Vertretung in Dresden beschlossen. Dieser § 43 hat in Dresden die bedingte Vertretung in Dresden beschlossen.

Abg. Dr. Bradner (Soz.): Ich möchte einen Fall zur Sprache bringen, der ebenfalls in auf dem Reichstag vorkommen. Der Reichstag hat am 10. Dezember 1898 den § 43 der Reichsverordnung über die bedingte Vertretung in Dresden beschlossen. Dieser § 43 hat in Dresden die bedingte Vertretung in Dresden beschlossen.

Abg. Dr. Bradner (Soz.): Ich möchte einen Fall zur Sprache bringen, der ebenfalls in auf dem Reichstag vorkommen. Der Reichstag hat am 10. Dezember 1898 den § 43 der Reichsverordnung über die bedingte Vertretung in Dresden beschlossen. Dieser § 43 hat in Dresden die bedingte Vertretung in Dresden beschlossen.

Abg. Dr. Bradner (Soz.): Ich möchte einen Fall zur Sprache bringen, der ebenfalls in auf dem Reichstag vorkommen. Der Reichstag hat am 10. Dezember 1898 den § 43 der Reichsverordnung über die bedingte Vertretung in Dresden beschlossen. Dieser § 43 hat in Dresden die bedingte Vertretung in Dresden beschlossen.

Abg. Dr. Bradner (Soz.): Ich möchte einen Fall zur Sprache bringen, der ebenfalls in auf dem Reichstag vorkommen. Der Reichstag hat am 10. Dezember 1898 den § 43 der Reichsverordnung über die bedingte Vertretung in Dresden beschlossen. Dieser § 43 hat in Dresden die bedingte Vertretung in Dresden beschlossen.

die Gewerbeordnung ausdrücklich vordrückt, nämlich, daß die Verteilung von Flugblättern nicht an polizeiliche Genehmigung geknüpft sein darf. Was allgemein vom Reichsgericht erlaubt ist, das kann unmöglich für ein gewisses Gebiet von der Polizei verboten werden. Wenn diese Praxis eingeführt werden sollte, könnte man mit Recht sagen: Die Reichsgerichte gelten ja weit, als es die Polizei erlaubt.

Die Polizei sollte ja auch viel weiter gehen. Sie könnte schließlich die ganze Stadt ausnehmen von den Bestimmungen der Gewerbeordnung; sie könnte auch innerhalb der Stadt Grenzen festlegen, die festhalten verbieten, ja auch für Wohnungen ordnungspolizeiliche Befehle erlassen. Abg. Richter hat seiner Zeit darauf hingewiesen, daß man Bestrafungen dagegen treffen sollte, daß nicht auch Stimmzettel am Tage der Wahl auf der Straße herumliegen werden könnten. Wenn diese Verordnung in Dresden zum Besitze ist, so kann das in der Tat leicht entstehen. Durch diese Verordnung wird in der obersächsischen Provinz ein Grundrecht des Volkes illusorisch gemacht, ein wichtiges Recht zum allgemeinen Wohlbefinden vernichtet. Man hat die Landesgerichte in Bestimmungen aufgehoben, damit sie die Reichsgerichte nicht fügen. Man weiß, es ist in Dresden ein Reichsgerichte tagungswahl geworden. In Sachsen ist das Wahlrecht der bedingten Kreise verkehrt. Die bedingten Kreise arbeiten Hand in Hand mit den Behörden, um es zu verhindern. Sie suchen auch Schiedsmänner an diesen Stellen zu bestimmen.

Die Bedingten, es ist in Dresden ein Reichsgerichte tagungswahl geworden. In Sachsen ist das Wahlrecht der bedingten Kreise verkehrt. Die bedingten Kreise arbeiten Hand in Hand mit den Behörden, um es zu verhindern. Sie suchen auch Schiedsmänner an diesen Stellen zu bestimmen.

Die Bedingten, es ist in Dresden ein Reichsgerichte tagungswahl geworden. In Sachsen ist das Wahlrecht der bedingten Kreise verkehrt. Die bedingten Kreise arbeiten Hand in Hand mit den Behörden, um es zu verhindern. Sie suchen auch Schiedsmänner an diesen Stellen zu bestimmen.

Die Bedingten, es ist in Dresden ein Reichsgerichte tagungswahl geworden. In Sachsen ist das Wahlrecht der bedingten Kreise verkehrt. Die bedingten Kreise arbeiten Hand in Hand mit den Behörden, um es zu verhindern. Sie suchen auch Schiedsmänner an diesen Stellen zu bestimmen.

Die Bedingten, es ist in Dresden ein Reichsgerichte tagungswahl geworden. In Sachsen ist das Wahlrecht der bedingten Kreise verkehrt. Die bedingten Kreise arbeiten Hand in Hand mit den Behörden, um es zu verhindern. Sie suchen auch Schiedsmänner an diesen Stellen zu bestimmen.

Die Bedingten, es ist in Dresden ein Reichsgerichte tagungswahl geworden. In Sachsen ist das Wahlrecht der bedingten Kreise verkehrt. Die bedingten Kreise arbeiten Hand in Hand mit den Behörden, um es zu verhindern. Sie suchen auch Schiedsmänner an diesen Stellen zu bestimmen.

Die Bedingten, es ist in Dresden ein Reichsgerichte tagungswahl geworden. In Sachsen ist das Wahlrecht der bedingten Kreise verkehrt. Die bedingten Kreise arbeiten Hand in Hand mit den Behörden, um es zu verhindern. Sie suchen auch Schiedsmänner an diesen Stellen zu bestimmen.

Die Bedingten, es ist in Dresden ein Reichsgerichte tagungswahl geworden. In Sachsen ist das Wahlrecht der bedingten Kreise verkehrt. Die bedingten Kreise arbeiten Hand in Hand mit den Behörden, um es zu verhindern. Sie suchen auch Schiedsmänner an diesen Stellen zu bestimmen.

Die Bedingten, es ist in Dresden ein Reichsgerichte tagungswahl geworden. In Sachsen ist das Wahlrecht der bedingten Kreise verkehrt. Die bedingten Kreise arbeiten Hand in Hand mit den Behörden, um es zu verhindern. Sie suchen auch Schiedsmänner an diesen Stellen zu bestimmen.

Die Bedingten, es ist in Dresden ein Reichsgerichte tagungswahl geworden. In Sachsen ist das Wahlrecht der bedingten Kreise verkehrt. Die bedingten Kreise arbeiten Hand in Hand mit den Behörden, um es zu verhindern. Sie suchen auch Schiedsmänner an diesen Stellen zu bestimmen.

Die Bedingten, es ist in Dresden ein Reichsgerichte tagungswahl geworden. In Sachsen ist das Wahlrecht der bedingten Kreise verkehrt. Die bedingten Kreise arbeiten Hand in Hand mit den Behörden, um es zu verhindern. Sie suchen auch Schiedsmänner an diesen Stellen zu bestimmen.

Die Bedingten, es ist in Dresden ein Reichsgerichte tagungswahl geworden. In Sachsen ist das Wahlrecht der bedingten Kreise verkehrt. Die bedingten Kreise arbeiten Hand in Hand mit den Behörden, um es zu verhindern. Sie suchen auch Schiedsmänner an diesen Stellen zu bestimmen.

Die Bedingten, es ist in Dresden ein Reichsgerichte tagungswahl geworden. In Sachsen ist das Wahlrecht der bedingten Kreise verkehrt. Die bedingten Kreise arbeiten Hand in Hand mit den Behörden, um es zu verhindern. Sie suchen auch Schiedsmänner an diesen Stellen zu bestimmen.

Die Bedingten, es ist in Dresden ein Reichsgerichte tagungswahl geworden. In Sachsen ist das Wahlrecht der bedingten Kreise verkehrt. Die bedingten Kreise arbeiten Hand in Hand mit den Behörden, um es zu verhindern. Sie suchen auch Schiedsmänner an diesen Stellen zu bestimmen.

Die Bedingten, es ist in Dresden ein Reichsgerichte tagungswahl geworden. In Sachsen ist das Wahlrecht der bedingten Kreise verkehrt. Die bedingten Kreise arbeiten Hand in Hand mit den Behörden, um es zu verhindern. Sie suchen auch Schiedsmänner an diesen Stellen zu bestimmen.











# Zur Unterhaltung und Belehrung.

## Wochenbeilage

zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1899

Donnerstag, 23. Februar

Nr. 8

### Ein Opfer.

Erzählung von Robert Viktorius.  
(Schluß.)

Der Alte ging mit, und wenige Minuten später sahen wir hinter einem schäumenden Glas Bier und sitzen an. Der Alte hatte seinen schlechten Hut abgenommen und der milde warme Abendwind strich durch das spärliche weißgraue Haar. Die angenehme Luft that uns beiden wohl. Er sah so noch interessanter aus.

Nachdem er sich noch eine von meinen Zigarren angezündet, küßelte er und begann dann mit seiner eigenartigen Stimme:

„Ich muß weit zurückgreifen, um Ihnen ein Gesamtbild von meinem Leben zu geben. Ich bin jetzt 65 Jahre alt. 1845 war es, als ich an der Leipziger Universität studierte. Mein Vater war ein großer Fabrikbesitzer, und ich studierte eigentlich mehr weil es zu meinem Stande gehörte. Der Hauch der Freiheit, der damals durch Deutschland wehte, hat auch mich berührt. Mehrere Freunde und ich hatten einen kleinen Klub gegründet, in welchem eifrig über alle Tagesfragen diskutiert und allerlei Pläne geschwärmt wurden. Es war die schönste Zeit meines Lebens. Sorgenlos lebte ich dahin: die Mittel, welche mir mein Vater zur Verfügung stellte, gestatteten mir ein freudvolles Leben. So fornte ich auch meinem nach Freiheit atmen den Geiste die gewünschte Lektüre verschaffen. Viel herrliche Bücher und Schriften wurden gesucht und für schweres Geld in meinen oder vielmehr in den Besitz des Klubs gebracht. Da —“

Der Alte stockte, es kostete ihm einige Uebertwindung, um fortzuführen:

„Da bekam ich eines Tages Besuch — mein eigener Vater! Er verlangte meine Bücher zu sehen. Wohl oder übel mußte ich sie ihm zeigen, und da hat er herausgefunden, was ihm nicht gefiel — die ganzen dem Klub gehörigen Bücher. Ich fragte, was dies bedeute, worauf er mir entgegnete, das habe zu bedeuten, daß er die Bücher verbrennen werde und ich mein Studium aufzugeben habe. Ich stand we vom Donner gerührt. Ich suchte meinem Vater vorzustellen, daß man doch als Student und gebildeter Mensch alles lösen könne. Er gab mir als Antwort einen Brief. Dieser war von einem Studienfreund aus meiner Vaterstadt an meinem Vater gerichtet; derselbe teilte meinem Vater unsere ganze Kinderschichte mit und vieles andere. Es gab zwischen meinem Vater und mir einen scharfsinnigen Austausch, der damit endigte, daß mein Vater die Bedingung stellte, ich müsse innerhalb drei Tagen zu Haus angekommen sein. Dort werde er über meine weitere Zukunft mit mir sprechen. Die Bücher nahm er mit. Am Abend kam jeder Judo zu mir, er ahnte nicht, daß mein Vater schon dagewesen war. Ich that ihm entgegen und forderte ihn auf, mein Zimmer zu verlassen. Wie er so ganz verblüfft dastand, wurde ich wütend, nahm ihn — ich war damals ein kräftiger Kerl — bei Rockagen, drängte ihn durch die Thür und schloß hinter ihm zu, nachdem ich ihm noch einen Hieb ins Gesicht und einen „Schurken“ auf den Weg gegeben. Wie alle Betrüger, war auch er feig und kam nicht wieder. Bald kamen auch meine Freunde, denen ich alles mitteilte. Die Entrüstung war natürlich sehr groß. Der Meiste unter uns — eine treue Seele — wurde zuerst kaltblütig und gab mir den Rat, dem Wunsche meines Vaters Rechnung zu tragen, was ich denn auch that.“

Der Erzähler hatte sich in eine ziemlich hohe Aufregung hineingeredet, so daß er sich schließlich erschöpft innehielt.

„Sie haben also wirklich nicht weiter studiert?“ warf ich ein. „Das wäre mir fast unumgänglich gewesen; denn von meinem Vater hätte ich keinen roten Heller bekommen. Mein Vater war in seinen Entschlüssen fest, wie Sie später noch merken werden.“

Nachdem wir unsere Gläser geleert und sie durch volle ersetzt waren, begann mein Gegenüber wieder.

„In Haus angekommen, eröffnete mir mein Vater, daß er mich für die militärische Laufbahn bestimmt habe, die ich auch nun einschlagen müsse, um von all meinen Träumereien geheilt zu werden. Trotz meiner Gezeirrede blieb mir schließlich nichts anderes übrig,

um nicht da schon mit meinem Vater zu brechen. Ich wurde also Soldat. Mein ältester Bruder war seiner Zeit schon höherer Offizier, und es fehlte mir also auch nicht an Fürsprache. Ich wurde in verhältnismäßig kurzer Zeit Leutnant. Einen eifrigen Briefwechsel unterhielt ich natürlich mit meinen Freunden in Leipzig. Das Jahr 1848 mit seinen Stürmen kam heran. Im Herbst des vorangegangenen Jahres hatte ich den Abschied genommen, ich hielt es beim Militär nicht mehr aus. Ich bat meinen Vater, mir eine Anstellung in seiner Fabrik zu geben. Er that es, wenn auch widerwillig, und löste Stunden folgen für mich. Vorwürfe von allen Seiten, vom Vater, der Mutter, Schwester und vom Bruder hauptsächlich mußte ich hören. Eines Tages wurde es mir zu toll, und ich nahm meine Habseigenheiten und einige Sparnisse und ging nach Berlin, wo ich mit den Bürgern kämpfte. Eine Wunde erhielt ich am rechten Unterarm, — der Alte streifte sein schmutziges Hemd in die Höhe und zeigte mir eine lange Narbe. „Nachdem die Märzstürme vorbei waren, teilte ich meinen Angehörigen die Gründe meiner Flucht, meinen jetzigen Aufenthalt und auch meine politische Thätigkeit und Gesinnung mit. Hier auf erhielt ich einen Brief von meinem Vater, in dem er mir anheim gab, nach Hause zu kommen, mit meinen politischen Anschauungen zu brechen und Abbitte zu thun, oder ich solle ihn nicht als Vater betrachten. Ich schrieb ihm, wenn er über's Herz brachte, seinem Sohne, den er stolz und ehrenhaft erzogen, politische Selbstentmannung zugumuten, dann wolle ich lieber auf die Ehre, Angehöriger seiner Familie zu sein, verzichten. Dann kamen noch einige Briefe von Mutter und Schwester, in jenem konventionellen Stil gehalten, auf die ich nicht antwortete. Ich suchte mir mein Brot und fand es. Nachdem ich die Schwester eines politischen Feundes in Berlin geheiratet — es war eine glückliche Zeit. —“

Die Augen des Erzählers wurden feucht, er küßelte wieder, strich sich seine Haare und begann wieder von neuem:

„Nachdem ich also geheiratet hatte und das erste Kind — ein frommer Junge — angekommen war, da bildete auch zeitweise die Sorge in unsere junge Ehe. Mein Verdienst war nicht groß, ich war als Schreiber bei einem Rechtsanwalt beschäftigt. Wie leicht hätten meine Angehörigen mir mein Los erleichtern können. Aber sie waren heillos. Denn mein Bruder konnte gewiß meine Verhältnisse, er war damals in Berlin garnisoniert, es war Mitte der fünfziger Jahre. Das einzige gute war, daß unsere Ehe eine glückliche in des Wortes vollster Bedeutung war. Mein Weib hatte eine auf humanistischen Grundsätzen beruhende Erziehung genossen, sie war mir das, was ein Weib dem Mann sein muß: eine dem Geistesleben ihres Mannes gewachsene Genossin. Doch in diesen Reich voll schäumenden Lebensglücks fiel bald ein bitterer Wermutstropfen. Ich geriet mit meinem Brotgeber wegen meiner politischen Ueberzeugung in Streit, der damit endigte, daß ich entlassen wurde. Man begann eine harte Prüfungszeit für mich und meine Familie. Eine Woche nach der anderen verging, ich fand keine Arbeit. Da wagte ich den letzten Schritt, ich ging zu meinem Bruder — und wurde von ihm hinausgeschmissen.“

Der Alte knirschte mit seinen paar Zähnen. Die Erinnerung an diese Schandthat brachte ihn in tiefe Erregung, er bemühte sich aber, ruhig zu bleiben und fuhr dann fort, nachdem ich ihm die zweite Zigarre gegeben, die er mit sichtlich Freude annahm:

„Nach dieser Gemeinheit hätte ich bald eine Fügigkeit begangen und meinem Leben eine Ende gemacht; doch glücklicherweise war Philosoph genug, um mich nach einer Weile über diese Art der „Bruderlebe“ hinwegzusetzen. Die Periode des Hungerns in meiner Familie dauerte den ganzen Winter hindurch. Nur ab und zu hatte ich Gelegenheit, ein paar Groschen zu verdienen, die jedoch in der Regel schon vorher verbraucht waren. Meins Frau und ich fielen sichtlich zusammen, nur unser Kleiner gedieh prächtig, der durfte nichts entbehren. Im darauffolgenden Frühjahr — es war, wenn ich nicht irre, 1863 — wurden Erdarbeiter zum Ausschachten nach der Magdeburger Gegend verlangt, ich meldete mich und wurde angenommen. Meine ziemlich starke Natur zeigte sich auch dieser schweren Arbeit gewachsen, bei der ich wenigstens mich

und meine Familie, die ich nach einiger Zeit nachkommen ließ, über Wasser hielt. Seit dieser Zeit bin ich nun schon hier ansässig; aber wie haben sich die Verhältnisse geändert? Meine Frau ist vor einigen Jahren gestorben, und mein Sohn, nun der Schindler und quält sich für sein bißchen Futter ebenso wie ich."

Der Alte schwieg. Sein Leben lag vor mir ausgebreitet, kein bereidenswerthes war es.

"Haben Sie Ihre Angehörigen nie wieder gesehen?" fragte ich nach längerer Pause.

Außer beim Begräbnis meines Vaters im Jahre 1874 nie wieder — doch einmal. Mein Bruder, der von der militärischen Laufbahn zuückgetreten war und das Geschäft des Vaters übernommen hatte, war vor einigen Jahren auf einer Geschäftsreise hier in Regensburg, und da hatte er mit meinem jetzigen Brotgeber ein Geschäft abzuwickeln. Ich sah ihn beim Weggange über den Hof sprechen, als ich gerade mit dem Aufladen von Bauholz beschäftigt war; ich rief ihm ein „Adieu Curt!“ zu, worauf er mir einen seiner hochwürdigen Blicke zuwarf und weiterschritt. Ich verlange nichts mehr von meinen Angehörigen, denn so lange ich lebe, kann ich mich wohl auch noch ernähren mit meiner Hände Arbeit."

Der Erzähler legte wie zur Bekräftigung dessen, was er gesagt, — seine in mageren Armen sitzenden hornigen Hände auf den Tisch.

"Es wird jetzt kühl, junger Freund", sagte er dann in mildem Herzens-ton. "Wir wollen uns trennen."

Ich nickte. Der milde Abendwind hatte einem kühlen Elbwinde sein Revier geräumt, das Silberhaar des Alten zitterte heftiger, bis es von seinem Befleger unter die schützende Haube des Hutes gebracht wurde. Wir tranken unsern Rest und wandten uns zum Gehen. Ich gab dem freundlichen Alten noch die in meinem Etui befindlichen Pagarren, die er wie ein Kleinod in Papier wickelte und in eine Seidentasche steckte.

Wir schritten eine Weile stumm nebeneinander her. Es dunkelte bereits. Ich wollte den Alten nicht allein gehen lassen, da ich annahm, daß der Ber könnte auf ihn eine üble Wirkung ausgeübt haben; deshalb ging ich bis zur Stadt mit ihm zurück, wo wir uns in herzlich-er Weise verabschiedeten.

"Wir sehen uns doch bald einmal wieder?" fragte ich meinen Begleiter.

"Ich wäre mir dies auch. Sie sollen dann meinen Sohn kennen lernen," antwortete er in ruhigem Ton; dann drückte er meine Rechte und bog in eine Seitengasse ein.

"Wieder ein Opfer!" murmelte ich und schritt betrübt meinem Stadtteile zu. Eine Amsel pfliff ihre Weisen, als ich die Promenade durchschleuderte und wedte mich aus meinem Sinnen auf. Ich lauschte — wozu? herrliche Töne, und wie stolz sie oben im Gesträuch der Birke saß, nur matt konnte ich die Konturen in der vorgeschrittenen Dämmerung sehen.

"Glückliches Geschöpf!" rief ich unwillkürlich aus. Die Birke rauschte, ein starker Windstoß ging durch die Zweige, die Amsel verflammte. Fröstelnd schritt ich von dannen. —

### Das Jubiläum des Rübenzuckers.

Der Rübenzucker und die Zuckerindustrie feierten vor kurzem ein Jubiläum: Am 11. Januar 1799 überreichte Franz Karl Achard, der Direktor der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften und nachmaliger Begründer der Rübenzuckerfabrik von, seinem Landesherren, dem König Friedrich Wilhelm III., Buben von Rübenzucker mit folgendem Schriftstück: „Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König Friedrich Wilhelm III! Ich erdreiste mich, Ew. königlichen Majestät in tiefster Unterthänigkeit eine Abhandlung über die Bereitung des Zuckers aus der als Viehfutter häufig angebauten Runkelrübe, nebst den dazu gehörigen Belegen und Proben des Runkelrübenzuckers zu Füßen zu legen. Es wird dadurch ein neuer Erwerbszweig entstehen, der vielen Menschen Unterhalt geben wird, wodurch Population und Staatseinkünfte vermehrt werden. Ew. königlichen Majestät allerunterthänigster Knecht Achard." Dieses würdige Schreiben, das den ersten praktischen Beweis für die Möglichkeit, Zucker aus Rüben zu erzeugen, begleitete, wurde, wie Direktor Hermann Bries im Neuen Wiener Tageblatt ausführte, schon nach vier Tagen, am 15. Januar 1799, beantwortet: „E. königliche Majestät etc. haben die durch beschonene Vorstellung angezeigte Erfindung mit Landesväterlicher Freude vernommen, daß im Falle der Zuckersaft in Gestalt von Farinzucker raffiniert werden könnte, so ist es von der höchsten Wichtigkeit, sogleich in allen Provinzen Versuche im Großen mit dem Bau der Runkelrübe und der Bereitung des Zuckers anzustellen." In diesem Antwortschreiben, noch mehr in dem darauf gewährten Geldvorschuße liegen die ersten praktischen Anfänge der später so groß gewordenen Rübenzuckerindustrie. Bis zu dieser Zeit kannte man in Europa nur den importierten Rohr-

zucker der überseeischen Länder, von dem historisch nachgewiesen ist daß er 991 n. Chr. zum erstenmal nach Venedig gekommen und dann per Wagen unter vielen Gefahren ins Innere Europas verschifft wurde. Die Erfindung, Zucker aus Rüben zu erzeugen, ist für uns gar wichtig, den Zucker zu naschen war ein sehr kostspieliges Vergnügen. Zucker bildete früher ein fürstliches Vergnügen, so ist besonders erwähnt daß die dritte Gemahlin Kaiserin Karol V. bei ihrem Tode nebst allerlei Gemürzen auch vier kleine Zuckerbüte, jeden von fünf Pfund Gewicht hinterlassen hat. Der hohe Eingangszoll war die Hauptursache für die Kostspieligkeit des Zuckers; so bestritt Karl V. den Bau seiner prächtigen Paläste in Madrid und Toledo aus diesem Zollertrag allein. Und trotz der Teuerung schrieb Charles Etienne schon im Jahre 1535: „Zu Getränken und Speisen ist der Zucker heutzutage unentbehrlich, und die Sucht danach ist eine wünschende...“ Als Achard siebzehnhundertneunundneunzig den Nachweis für die Möglichkeit eines Ertrages des teuren Rohrzuckers durch Rübenzucker erbrachte, kostete der Zentner immer noch im Kleinvertrieb 200 bis 300 Thaler, und auch als die hohen Zölle schwanden, bezahlte man bei Käufern engros, loco Prag, für einen Zentner Mittelraffinade 160 bis 177 fl., für Zucker in Stücken 105 bis 115 fl. Und dennoch betrug zu dieser Zeit, am Ende des vorigen Jahrhunderts, der Verbrauch an Zucker in ganz Europa 2 bis 2½ Millionen Meter-Zentner. Heute, dank der praktischen Erfindung Achards, wodurch es allmählich möglich wurde, den Rohrzucker aus Europa zu verdrängen, erzeugt Europa über 4½ Millionen Tonnen (à 10 Zentner) Rübenzucker. Also hundert Jahre nach Achards denkwürdigem Briefe wird auf der Welt mehr Zucker aus Rübe als Zucker aus dem Zuckerrohr erzeugt, da die Rohrzuckerzeugung nur 3 Millionen Tonnen beträgt. Es erscheint sehr glaublich, daß die Erfindung des Rübenzuckers für die Länder, welche das Monopol der Zuckerzeugung aus dem Zuckerrohr besaßen, noch mehr aber für die Importeure dieses einträglich in n Artikels keine besondere freundliche Nachricht war. Besonders unlieblich scheinen die Engländer davon berührt worden zu sein. Als bald nach Achards Erfindung trat der Verfasser bald offen, bald geheim an den Erfinder heran; aber Achard war nicht bloß ein praktischer Erfinder, er war auch ein ehrliebender Mann. Als er 50000 von den Rohrzuckerinteressenten angebotene Thaler zurückgewiesen hatte, versuchte man es mit 20000 Thalern, wenn er ein Werk veröffentlichen wollte, in welchem er gestehe, daß sein Enthusiasmus für die Rübenzuckerfabrikation ihn gebläht habe, daß seine Versuche im großen ihm die Nützlichkeit seiner ersten Experimente gezeigt hätten, und er die sehr unangenehme Ueberzeugung gewonnen habe, daß der Rübenzucker den Rohrzucker nicht zu ersetzen vermöge. Franz Karl Achard that es nicht — und starb, durch Schicksalschläge verfolgt, als Mann ohne Vermögen. Dafür ist ihm der ehrliebende Name geblieben. Heute, hundert Jahre nach jenem Briefe Achards erkennen wir, wozu der Mann für die Menschheit geleistet hat. Als der Brief Achards und dann kurz darauf das Antwortschreiben von Friedrich Wilhelm III. bekannt geworden, wandte sich alles dem neuen Gedanken zu, und aus demselben Jahre 1799 sind nicht weniger als einundzwanzig größere Abhandlungen über die mögliche Erzeugung von Zucker aus der Runkelrübe auf uns gekommen. Gleichzeitig mit Achard haben besonders Campadius, Wölkden, Professor Hermsblät und Professor Göttinger an der Bereitung von Zucker aus Rübe mitgearbeitet; sie alle verstanden schon im Jahre 1799 Zucker aus Rübe zu bereiten; aber der erste praktische Zuckerrübenbauer und Rübenzuckerfabrikant wurde Franz Karl Achard, und seine Erfindung hat tatsächlich — um mit den Worten seines Briefes zu sprechen — Population und Staatseinkünfte vermehrt. (Fr. St.)

### Streifzüge durch die Kulturgeschichte in Briesen.

VIII.

#### Liebe Käthe!

Das Nomadentum also diejenige Stufe der Kultur-Entwicklung, welche sich durch das Heranziehen der Stämme mit ihren Herden unter gleichzeitiger dauernder Verlegung der Wohnplätze charakterisiert, ist nicht eine unvermeidliche Vorstufe zur Ansässigkeit gewesen, aber trotzdem haben die meisten Völker diese Stufe durchmachen müssen, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb. Denn die größeren Haustiere gehören nicht wie Hund und Schwein zu den Allesfressern und leben, wie Pferd und Rind, auch in der Wildheit herdenweise beisammen. Da es nun nicht möglich war, so viele tierische Nahrungsmittel auf kleinen Flächen zu erzeugen, als zur Erhaltung einer Herde notwendig war, mußten größere Herden von Tieren ihren Standort in einem Jahre wiederholt wechseln. Und da nicht der Mensch dem Tiere Wohnung schaffte sondern umgekehrt das Tier dem Menschen, so folgte dieser den Herden auf ihren Zügen nach und betrachtete die Herden als sein Eigentum. Die Tiermilch hat, wie schon erwähnt, der Mensch erst nach Uebergängen mancherlei Art als treffliches Nahrungsmittel bei der Ernährung schätzen und benutzen gelernt.

Um sich eine Herde zu sichern, wurde sie von dem ihr nomadisch folgenden Stamme in geeigneter Weise beaufsichtigt und eingezücht. Je mehr nun die Züchtung des Wildes zu einer wirklichen Züchtung der Tiere führte, desto mehr lehrte sich das ursprüngliche Ver-



Verhältnis zwischen Mensch und Tier um. Er folgte nicht mehr den Tierherden nach deren Wahl der Futterplätze sondern führte sie.

Fremde Viehherden waren für den Nomaden immer noch Gegenstand der Jagd, während der Besizer dieser Herden die Jagd auf ein's "seiner" Tiere als Raub empfand. Du siehst liebe Rätze, der Eigentümegriff beginnt auf dieser Stufe der Entwicklung sich zu formen. Es mag nicht allzu lange gedauert haben, bis Nomadengruppen unter einander sich einluden zur gegenseitigen Anerkennung und Respektierung ihres "Besitzes". Auf die Thatsache, daß Nomadensämme im Vollbesitz ihrer urwüchsigsten Kraft alle Kulturoberfluteten und Besitz von deren Reichen nahmen, wollen wir hier nicht näher eingehen. Nur eine Erscheinung aus dem Nomadenleben sei noch erwähnt, weil sie uns zeigt, wie die Rätze von ihrem frühesten Auftreten an, wo sie in schmerzhaft harmlos "väterlicher" Gestalt auftauchte, es trefflich verstanden hat, für sich Vorteile aus der gläubigen Thorheit der übrigen Stammesbrüder zu ziehen.

In Indien hatten die Brahmanen (Priester) dem Volke die Ueberzeugung von der Notwendigkeit beigebracht, daß jeder Mensch irgend etwas für seinen Aufenthalt im Jenseits hinterlege. Der Priester nahm das Geschenk vorläufig in Verwahrung und — Verwendungs. Was konnte aber der Hirt besseres und billigeres thun, als für sich beim Priester eine Milchkuh einzustellen? Das war die berühmte himmlische Kuh, die Götterkuh oder Priesterkuh. Welche Kuh der Herde sich am besten zu diesem wichtigen Amte eignete, konnte natürlich niemand besser wissen, als der Brahmane selbst. War in einer Herde ein Kalb gefallen, so mußte erst der Priester kommen und nachsehen, ob das Tierchen vielleicht ein Reichen an sich trage, daß es eine richtige Himmelskuh werden könne. War das der Fall — und das kam bei allen fehlerlosen Tieren vor — so zog es der glückliche Hirt auf bis eine milchende Kuh daraus geworden war, dann holte es der Pfliff und nahm es in "Verwahrung". Der Hirt war nun über alles glücklich. Und je häufiger eine "Himmelskuh" in seiner Herde entdeckt wurde, desto mehr stieg sein Glück.

Die Gewohnheit führte wie gewöhnlich zum Gesetz. Was erst freier Wille war, wurde Zwang. Spätere Geschlechter mußten jedes Kalb erst vom Brahmanen untersuchen lassen, ob es eine Himmelskuh sei. Dabei wurde die Schär der Priesterkühe immer zahlreicher, und die Brahmanenkühe Jährlings bilden bis heute noch den schönsten Viehschlag des Landes.

Du siehst liebe Rätze, auch aus diesem Beispiele, daß die gottgeweihte Pfaffenjungt aller Zeiten und Völker gut zu rechnen verstanden hat, viel besser, als das gutmütige Volk, das es sich für eine Ehre anrechnete, die faule Brut zu erhalten und zu mästen.

Deine  
Abel.

### Erklärung

bekanntes fremdsprachlicher Ausdrücke und Redewendungen.

Zusammengestellt und erläutert von Ad. Th.

**De mortuis nil nisi bene.** Sprich von den Toten nur Gutes. Ein altes griechisches Wort, welches aber vielleicht weniger eine Bejre ausdrücken soll, als vielmehr die lang grübte Gewohnheit, daß von Verstorbenen gemeinhin nur die guten Seiten hervorgehoben werden, auch wenn sie reichlich Gelegenheit zu abfälliger Beurteilung boten. Auch Shakespear läßt in seinem Schauspiel Julius Cäsar den Antonius in seiner berühmten Leichenrede sagen:

Was Menschen Gutes thun, das überlebt sie;  
Das Ueble wird mit ihnen oft begraben.

Zweifellos hat es seine schweren Bedenken, die nachsichtige Beurteilung, das Verschweigen ihrer Bosheiten auch solchen Personen gegenüber nach in ein Absterben anzuwenden, die im Leben eine große politische Rolle gespielt haben; denn gar leicht setzt bei ihnen die verherrlichende Mythenbildung an, so daß der Nachwelt, die Anspruch auf Wahrheit hat, ein falsches Bild überliefert wird. Bei geschichtlichen Personen ist es vielmehr notwendig, daß so chat un chat ein Rolln un sripion (Die Rätze eine Rätze und Rolln ein Spßhub) genannt wird. Und in Umkehrung eines anderen bekannten Sprichworts kann es hier heißen: Quod licet bovis non est licitum Jovis (Was einem Rindoch erlaubt ist, ist dem Zeus nicht erlaubt). Die Schwächen, Fehler und Irrungen unbedeutender Menschen können mit ihnen begraben werden. Ausschlaggebende Personen dürfen kein Anrecht auf die gleiche Nachsicht erheben.

**Dei (de-) gratia.** Von Gottes Gnaden. Die Fürsten bezeichnen und bezeichnen sich gern als von Dei gratia. Sie sind aber nicht von Gottes Gnaden sondern von Volkes Gnaden, und viele Revolutionen haben schon bewiesen, daß den Fürsten alle Gnade Gottes nichts nützt, wenn das Volk ihrer überdrüssig geworden ist und ihren Thron umstürzt. In Frankreich wurde 1870 der Kaiser Napoleon gestürzt, und in Griechenland, Italien und Spanien sind die Fürstengeschlechter erst in der allerneuesten Zeit nur durch Taschenspielerkunststücke und roheste Ge-

waltatte dem gleichen Schicksal entgangen. Selbst den alten römischen Kaisern fiel es nicht ein, sich "von Gottes Gnaden" zu nennen. Erst gegen das Jahr 600 wurde die Krone eines italienischen Königs Agilulf zu erstenmale mit der Inschrift versehen: "Von Gottes Gnaden König von Italien". Die Tage des Gottesarabentums sind vorüber, seit die Völker zum Bewußtsein ihres Rechts gekommen sind. Es würde auch recht schwer werden, den Moment nachzuweisen, in welchem beispielsweise die Familie der Drenowitz, die vor beiläufig 40 Jahren in Sibirien zum Herrschaft gelangte, und welche vorher dem Geschäft des Harnmeldehahls mit Singate und Erfolg oblag, auf einmal in den Besitz von Gottes Gnaden gelangt sein soll. Auch die Fürsten Sibirien vor der "Gottes Gnade" ihrer Herren Kollegen keinen allzu hohen Respekt zu haben, denn wenn sie im Kriege einen unehrigen, nehmen sie ihm ohne Gewissenbisse das Krönchen ab. Die Bezeichnung Dei gratia ist also nur für das gläubige Volk bestimmt. Und will man recht gut weiß, daß der Gnade Gottes-Gedanke beim Volke nicht mehr haftet, so wird allerdings das Bier symptomatisch vom Volke, dessen Teil es ist, abgewendet, um es als Böhler des Gottesgnadenums in der Stunde des Welters mißtrauchen zu können.

**Delectat variatio** oder: **Variatio delectat.** Abwechslung er gibt, ein nicht selten angewendetes, auch im ironischen Sinne gebrauchtes Wort: "Am Montag giebt's Kartoffel mit Quark und am Dienstag — variatio delectat — Quark mit Karottein."

**Deus ex machina.** Gott aus den Wolken (Machinen). Wenn jemand erwartet, aber in einem passenden Augenblicke erscheint, wird gesagt, er sei gekommen wie Deus ex machina.

### Aus den Werken unserer Denker und Dichter.

Gesammelt von Ad. Th.

Sitate aus Heinrich Heines Werken.

Ich glaube, bei den Italienern und bei einigen anderen europäischen Völkern wird (beim Militär) deutsch kommandiert. Sollen wir Deutsche uns etwas darauf zugute thun? Haben wir in der Welt so viel zu befehlen, daß das deutsche fogar die Sprache des Befehls geworden? Oder wird uns so viel befohlen, daß der Gehorsam am besten die Sprache versteht?

Da hatte ich (als Kind) immer zu fragen, was der Schneider, der Schuster, der Bäcker, kurz, was die Leute in der Welt zu thun haben. Und die Mutter erklärte mir dann: der Schneider macht Kleider, der Schuster macht Schuhe, die Bäcker baden Brot. — Und als ich frag: Was thun denn die Könige? Da gab die Mutter zur Antwort: Die regieren. — Weißt Du wohl, liebe Mutter, sagte ich da, wenn ich König wäre, so würde ich mal einen ganzen Tag gar nicht regieren, bloß um zu sehen, wie es daan in der Welt aussieht. Liebes Kind, antwortete die Mutter, das thun auch manche Könige, und es sieht denn auch darnach aus. . . . Es ist die höchste Politik der Könige daß sie es ganz geheim halten, an welchem Tage sie nicht regieren, daß sie sich an solchen Tagen wenigstens einige Male auf den Regierungssstuhl setzen und etwa Federn säuberen oder Briefkouverts versiegeln oder weiß: Blätter limitieren, alles zum Schein, damit das Volk draußen, das neugierig in die Fenster des Palais hinein guckt, ganz sicher glaube, es werde regiert.

Es hat eine eigene Bewandnis mit ihrem Christentum. Dieses sieht ihnen im Grunde ganz und gar, und sie sind auch viel zu vernünftig, um es ernstlich auszuheben. Aber da sie wissen, daß das Christentum im Staate nötig ist, damit die Untertanen hübsch demütig gehorchen, und auch außerdem nicht zu viel geföhlen und gemordet wird, so suchen sie mit großer Beredsamkeit wenigstens ihre Nebenmenschen zum Christentume zu bekehren.

Ueber den Adel urteilt Montesquieu: Der Adel ist Ehrgeiz im Grunde mit dem Müßiggange, die Gemeinheit im Grunde mit dem Hochmut, die Begierde, sich zu bereichern ohne Arbeit, die Abneigung gegen die Wahrheit, die Schmeichelei, der Verrat, die Treulosigkeit, der Vortrub, die Verachtung der Bürgerpflichten, die Furcht vor Fürstentugend und das Interesse am Fürstentum.

Eben will ich ein Freund des Staats und der Religion bin, habe ich jene Mäherbur, die man Staatsreligion nennt jenes Spottgeschöpf, das aus dem Beifall der weltlichen und geistlichen Mächte entstanden, jenes Mauttier, das der Schimmel des Antichrist mit der Gestalt Christi gezeugt hat. Gabe es keine solche Staatsreligion, keine Bevorrechtung eines Dogmas und eines Kultus, so wäre Deutschland einig und stark und seine Söhne wären herrlich und frei. So aber ist unser armes Land zerissen durch Glaubenszwiespalt, das Volk ist getrennt in feindliche Religionspartei . . . und während wir über den Himmel

Freiten, gehen wir auf Erden zu Grunde. Ein Indifferenzismus (Gleichgültigkeit) in religiösen Dingen wäre vielleicht allein im Stande, uns zu retten, und durch Schwächerwerden im Glauben könnte Deutschland politisch erstarken.

Die Religion kann nie schlimmer sinken, als wenn sie zur Staatsreligion erhoben wird. Es geht dann gleichsam ihre innere Macht verloren und sie wird öffentlich Holz wie eine dekorierte Matratze (Duplexin).

### Allerlei.

Zu den gefährlichsten Seewegen der Neuzeit gehören die Fahrstrassen über den nordatlantischen Ozean. Eine Reihe von Hindernissen vermindern sich in dieser Meeresgegend, um die Schifffahrt besonders schwierig und gefahrvoll zu machen. Zu den heftigsten Kitterflüssen, den dichten Nebeln bei den neufundländischen Banken und den mächtigen Eisbergen, die der Polarstrom im Sommer von Norden her in die Schifffahrtsstraßen treibt, gesellt sich die Gefahr des Zusammenstoßens, die von Jahr zu Jahr mit dem stetig wachsenden Seeverkehr zwischen zwei Weltteilen im Zunehmen begriffen ist. Schon in den fünfziger und sechziger Jahren wurden, so lesen wir in der Tägl. Rundschau, Versuche und Versuche gemacht, um die Gefahren abzumindern; allein die Bemühungen scheiterten an der Unmöglichkeit der beteiligten Schifffahrtsgesellschaften. Erst im Jahre 1891 gelang es, erste Dampferwege zwischen dem Kanal und der Straße von Gibraltar einerseits, sowie dem Norden von Amerika andererseits zu vereinbaren. Sie wurden in die monatlich eintreffenden Postschiffe des Hydrographic Office zu Washington für den Seeverkehr einbezogen und von den beiden anderen Postdampferlinien, unter ihnen die Hamburg-Amerika Linie und der Norddeutsche Lloyd, angenommen und als hin und anerkannt. Um der Gefahr des Zusammenstoßens von Schiffen vorzubeugen, stellte man zugleich besondere Fahrpläne für die Hin- und Rückfahrt fest und berückichtigte bei ihrer Ausarbeitung alle diejenigen Verhältnisse, die für die Sicherheit der Schifffahrt belangreich sind. Die auf solche Weise zu Stande gekommenen und seit 1891 von den Post- und Schnelldampfern ausnahmslos benutzten Dampferwege haben sich auf bewährt, bis in neuester Zeit sich durch die auf dem Gebiete der Oceanographie und maritimen Meteorologie gemachten Erfahrungen eine Änderung in der Richtung der Ruten als wünschenswert herausstellte. Neue Verhandlungen haben jetzt dazu geführt, statt der früher vorgeschriebenen Sommer- und Winterwege von halbjähriger Dauer den Eis- und Nebelverhältnissen gemäß viermal im Jahre sich ändernde Wege zu wählen, die für die Zeiträume von 15. Januar bis 8. April, vom 9. April bis 14. Juni, vom 15. Juni bis 14. Juli und vom 15. Juli bis zum 14. Januar Gültigkeit haben. Zum Teil liegen die neuen Wege etwas südlicher als früher. Der wenig größere Aufwand an Zeit, den sie zu ihrer Durchführung erfordern, wird indes vollkommen aufgewogen durch die größere Sicherheit, welche sie bieten. Waren an der ersten Einrichtung der Dampferwege nur fünf Meteoristen beteiligt, so hat der im Frühjahr dieses Jahres mit großem Fleiß und Verdienst verbundene Untergang der „Bourgoigne“ den festen Ozeanlinien viele neue Anhänger zugeführt. Als durchgreifend werden die getroffenen Maßregeln sich aber erst dann erweisen, wenn sämtliche Netze, mögen sie Eigennützer von Fracht- oder Schnelldampfern sein, der Vereinigung sich angeschlossen haben werden. Bisher sind 13 Dampfschiffahrts-Gesellschaften dem Uebereinkommen, die neuen Dampferwege zu benutzen, beige treten.

### Vermischtes.

\* Der Gipfel der Korruption. Der berühmte C. quete-Bericht Magéau wird von Alfred Capus im „Figaro“ mit folgender Szene begleitet:

Beuge (den Berichtspassat verlassend, in heftiger Aufregung): O — das ist zu hart — o!

(Begegnet einem ihm bekannten Journalisten).

Journalist: Was ist Ihnen denn in die Quere gekommen, verehrter Freund?

Beuge: Ich bin außer mir vor Entrüstung.

Journalist: Ah, Sie kommen von da heraus?

Beuge: Ja, ich komme von da heraus.

Journalist: Und Ihre Eindrücke?

Beuge: Meine Eindrücke? Ich will damit nicht hinterm Berg halten. Hören Sie, ich habe mit Richtern zu thun gehabt, die eine empörende Parteilichkeit an den Tag legten.

Journalist: Wirklich?

Beuge: Ja, mit kompromittierten, hinterlistigen, disqualifizierten Richtern, mit wahren Verbrechern.

Journalist: Wie Wetter!

Beuge: Wissen Sie, was diese Leute mir zu bieten wagten — mir...?

Journalist: Ich bin ganz Ohr.

Beuge (rot vor Zorn): O, wenn ich nur daran denke, zitter ich vor Erregung und vor dem rothlichem Zorn.

Journalist: Beruhigen Sie sich doch und sprechen Sie!

Beuge: Ich möchte die Kerle hier vor mir haben, da würden sie was erleben! Diese elenden Galunten!

Journalist: Was haben sie Ihnen denn gethan?

Beuge: Hab' ich's Ihnen denn nicht gesagt?

Journalist: Bis jetzt noch nicht.

Beuge: So hören Sie, diese Schufte haben mir... Gestatten Sie, daß ich mir erst den Schwefel von der Stirn wische! ... Das Blut ist mir zu Kopf gestiegen... O diese elenden Suben!

Journalist: Sie haben Ihnen, fahren Sie doch gütigst fort...

Beuge: Sie werden es nicht glauben wollen.

Journalist: Ist es denn wirklich so unehrlich?

Beuge: Ich würde es selbst nicht glauben, wenn ich es nicht mit angesehen hätte. Hören Sie! Die Kerle haben sich unterstanden, mir — Fragen zu stellen!

Journalist: Unglaublich!

Beuge: Ja, ja, die reine Wahrheit! Sie haben den Euhismus so weit getrieben, mir Fragen zu stellen... Wie, einem Beugem!... Und das nennt sich Richter!

\* Die rote Farbe. Sigl schreibt im Valaischen Vaterland, Der neue Präsident des Rikstags, der Zentrum's Graf Ballerem, ist heimatlich als Resolut oder angesehen worden. Ballerem ist ein leidenschaftlicher Schnupfer und als reinlicher Mensch führt er auch ein Schnupftuch bei sich. Dieses Schnupftuch ist aber nicht weiß oder schwarz, sondern — rot. Am Bundesratstisch und auf der staatsräthlichen Räte ist man schon am ersten Tage darauf aufmerksam geworden, was man die Absicht vor der roten Farbe mit einer bekannten Bierflasche gemein hat, und jedesmal, so oft der Präsident mit Schnupftuchbewaffneter Hand nach seinem Richtort geht, gibt durch die Räte auf der Seite des hohen Hauses ein nervöses Bittern. Nunmehr hat man herausgefunden, daß die Farbe des Schnupftuchs nicht das Zerkulivrot ist, sondern das Kardinalrot, und das Unbehagen im Hause ist wieder geschwunden.

### Litteratur.

Der Kleine Meyer. Vollständig liegt von der neuen, sechsten gänzlich umgearbeiteten und vermehrten Auflage von Meyers kleinem Konversations-Lexikon (Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts) nun auch der zweite Band, die Stichwörter „Goth“ bis „Pelschora“ vorliegend vor. — Der das Werden des „Kleinen Meyer“ in seiner jetzigen Gestalt verfolgt, der wird sagen, daß dieser „Jüngling“ sich sehr flottlich entwickelt. Bei einem solchen Nachschaltewerk, das unbestritten eine lexicographische Leistung ersten Ranges darstellt, bedient notwendigweise das Anwachsen des zu bewältigenden Stoffes eine wesentliche Bereicherung seines Inhalts, und diese fällt schon bei oberflächlicher Betrachtung ins Auge. Es ist da eine erkannte Fülle von Wissen zusammengetragen, und gerade die getragene und doch erschöpfende Form, in der dasselbe dargeboten wird, bildet einen der schwerwiegendsten und charakteristischsten Vorzüge des „Kleinen Meyer“. Hier finden sich keine mitangelegten Abhandlungen, die ein eigenes Studium notwendig machen, hier sprechen eben nur Thatsachen, korrekte Angaben, scharfe, knappe Erläuterungen, Daten und begriffliche Bestimmungen. In allen Fällen, die eine schnelle zuverlässige Auskunftserteilung erfordern, kurz, in allen Wissensthemen wird das Wort also nach wie vor der beste Helfer sein. — Der illustrative Teil auch des neuen Bandes vertritt in allen Einzelheiten jene wohlüberdachte, planmäßige Verwerdung und technische Vollenbung des Anschauungsmater als, welche von der ausländischen Kritik an dem berühmten großen Stamme, so oft lobend hervor gehoben worden ist. Unter den beigegebenen 160 Karten und Bildertafeln in Holzschnitt, Kupferdruck und Farbendruck und 100 Textbeilagen befinden sich wahre Kabinetsstücke der neuesten und besten Reproduktionsverfahren, so z. B. die farbigen Kunstbeilagen: Menschenaffen, Japanerie, Jagdbunde, während die fein gezeichneten und in vorzüglichem Vorschritt ausgeführten Tafeln: Panzerkriege (I/III mit Text), Männen des Weltverkehrs (I/II), Heraldik (I/II) und österrich-ungarische Wappen (mit Text), neben ihrem instruktiven und anschaulichen Wert gleichzeitig als Beiträge zur Beurteilung der heutigen graphischen Leistungen dienen können. Das selbe kann voll und ganz auch von dem reichen Kartenmaterial gesagt werden, aus welchem wir nur hervorheben möchten die Karte der Deutschen Kolonien, die graphische Darstellung der Landwirtschaft in Desterreich-Ungarn, ferner die Garnisonkarte von Mitteleuropa. Von den Textbeilagen erwähnen wir die Arbeiten: Ueberblick der Kriegsstellen der Erde — Organisation — Hauptstädte der Großstädte, Statistische Ueberblick von Japan — Heerwesen und Kriegsflootte, Krankenassen, Unfallversicherung und Armenpflege im Deutschen Reich, um zu zeigen, wie umfänglich der „Kleine Meyer“ den Bewegungen der Gegenwart auf dem Fuße folgt. Wir erinnern endlich noch daran, daß das Werk in 80 Lieferungen zu je 30 Pfennig oder in 3 Halbleberränden zu je 10 Mk. bezogen werden kann.

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Schwienty in Halle. — Druck der Halle'schen Genossenschaftsdruckerei.